

GESCHMACKSSACHE

Der Tegernsee ist ein glücklicher Januskopf, der sich selbst keine Kopfschmerzen bereitet. Stattdessen werden am Fuß des prachtvollen Mangfall-Gebirges Urwüchsigkeit und Weltläufigkeit, Bodenständigkeit und Luxuslebensfreuden so nonchalant miteinander verwoben wie wohl nirgendwo sonst in Bayern. Die Häuser tun fast immer so, als wären sie einfache Bauernhöfe, obwohl sich hinter Brennholzstapeln und Lärchenschindeln stattliche Villen verbergen. Und bevor man diesen Fassadenschwindel als ortsübliche Schimäre entlarven kann, kommt man am Kuhllockengebimmel echter Bergbauerngehöfte vorbei, deren Nutztiere die gute Luft mit ihren Ausscheidungen würzen. Kostspielige Unterkünfte wie das exklusive Parkhotel Egerner Höfe in Rottach-Egern wiederum sind nur einerseits Trutzburgen alten und neuen Geldes, der Schönen und der Schöngemachten. Denn andererseits steht hier auch ein Mann am Herd, der zwar weitgereist und weltgewandt, dem aber aller Glamour und Glitzer als stolzer Sohn oberbayerischer Wirtsleute so fremd ist wie dem Januskopf die Eindeutigkeit.

Thomas Kellermann gehört seit drei Jahrzehnten zu den stillen, aber festen Größen der deutschen Spitzgastronomie. Er hat bei Küchenwunderurgesteinen wie Lothar Eiermann und Hans Haas das klassische Haute-Cuisine-Handwerk gelernt, sich auf Sylt und in Berlin eigene Meriten erworben und in der Oberpfalz zwei spektakuläre Michelin-Sterne erkocht, bevor er 2018 in seine Heimat zurückkehrte, um das Restaurant „Dichter“ in den Egerner Höfen zu einem Leuchtturm der Feinschmeckerei am Tegernsee zu machen. Seit 2023 hält er dort wieder zwei Sterne, und seit einem radikalen Umbau hat das Lokal alles oberbayerische Lokalkolorit abgestreift. Die namensgebenden Poeten Ludwig Gang-

Der ewige Wirtshausbub

Thomas Kellermann hat sein Restaurant „Dichter“ zu einem Leuchtturm der Feinschmeckerei am Tegernsee gemacht.



hofer und Ludwig Thoma sind nur noch als Vexierbilder zu sehen, als abstrahierte, in eine Holzwand gestanzte Lochporträts. Und dem Gastrum geben jetzt drei gläserne Vitrinen mit japanischen Stechpalmen eine kosmopolitische Anmutung. Sie sind nach oben offen, sodass im Winter der Schnee auf die Palmen fällt wie auf einer Kalligraphie Wang Xizhis, während

im Sommer Amseln im Geäst Schutz suchen – und die Gäste zu jeder Jahreszeit intuitiv ahnen, was Thomas Kellermann in seiner Küche am wichtigsten ist. „Die Natur steht über uns“, sagt der Chef und versucht erst gar nicht, sie auf seinen Tellern zu übertrumpfen. Klarheit, Schnörkellosigkeit, Respekt und Demut vor dem Produkt, das sind die Leit-

motive seines Kochens, die sich schon in den Küchengrüben manifestieren: Linsen als knuspriger Chip und Püree mit Zitronengras-Mousse und Topinambur als Ragout, Creme und Asche mit Birnen-Senf-Eis und Birnen-Essig-Schaum sind virtuose Spielereien mit einfachsten Wirtshauszutaten, die dank unterschiedlicher Temperaturen, Konsistenzen und Säuregrade eine erstaunliche Komplexität erreichen.

Eine ganz andere Verneigung vor der oberbayerischen Heimat ist der Saibling, der vom letzten, noch mit dem herzöglichen Fischereirecht ausgestatteten Fischer des Tegernsees gefangen wird. Und da der See dank seiner Tiefe, seiner Sauberkeit und des steten Zuflusses frischen Quellwassers aus dem Mangfall-Gebirge Saiblinge in Sensationsqualität wachsen lässt, beizt und confiert sie Kellermann nur in Miso-Butter, um sie dann mit Rauchmandel, Muskatblüten-Fond und Blumenkohl als Püree, marinierte Scheiben, geröstete Röschen und dem frittierten Blatt des Kohls zu kombinieren – ein Teller von einer wunderbar unangeregten Kunstfertigkeit, der aus sehr wenig sehr viel macht.

Das ist wohl das Privileg eines Fünfundfünfzigjährigen, der sich und seinen Gästen nichts mehr beweisen muss, weil er ausgiebig vom Nektar der Altersweisheit gekostet hat und auf Brimborium und Bling-Bling verzichten kann. Schlicht wird seine Küche dadurch aber keineswegs, ganz im Gegenteil. Die handgetauchte Jakobsmuschel aus Norwegen beizt Kellermann gleich zweimal – erst in Essig, Yuzu und Soja, dann in Dashi, Sesam und Traubenkern-Öl – und serviert sie als Tatar mit Estragon-Marinade, Saiblings-Kaviar, gehobelten und zur Rosette drapierten Champignons und einem Chip aus Pilzbrotteig und der Corail der Jakobsmuschel. Das ist höchstes aromatisches Raffinement ohne kulinarisches Säbelrasseln, das ist die Küche eines

Mannes, der in seinem Leben Maß und Mitte gefunden zu haben scheint.

Zu seinen Wurzeln sei er zurückgekehrt, sagt Thomas Kellermann, der nicht nur Küchenchef im „Dichter“, sondern auch Küchendirektor der Egerner Höfe ist und trotzdem noch Zeit findet, seine Tochter am Sonntag beim Volleyball-Turnier anzufeuern. Und der Sohn von Wirtsleuten sei er lebenslang geblieben, beteuert Kellermann, um uns dann mit dem maximalen Minimalismus einer Wachtel aus der Bresse den Beweis dafür zu liefern. Die Brust wird gebraten, die Keule zum Ragout, als Beilage gibt es Steckrüben als Röllchen, Mousse und Chip und noch ein wenig rosa Ingwer dazu, das war's, mehr braucht es nicht. Das Rinderfilet wird kaum weniger rustikal, fast schon skandalös simpel von Kerbelwurzel und Räucheraal mit einer Jus aus Ochsenmark begleitet – und könnte doch niemals in einem bayerischen Gasthof serviert werden, weil sein Schmelz und seine Präzision beim Anbraten, die jeden Hobbykoch in süße Verzweiflung zu stürzen droht, weil die Finesse und Aromenharmonie, die genauso virtuos wie unprätentiös sind, nur das Resultat eines langen Lebens in der Sterne-Gastronomie sein können.

Bis ganz zum Schluss bleibt sich Thomas Kellermann treu, verwandelt Mandarinen in eine Mousse, ein Karamell und ein Granité, kandiert Thymian und brüht ihn als Tee auf, macht aus allem noch einen Sesamkeks und ein Sandwich, schafft wieder ein vollkommenes Geschmacksgleichgewicht und entlässt uns mit der schönen Gewissheit in die Tegernseer Nacht, dass im Restaurant der Dichter kein Januskopf mit seinen eigenen Gegensätzlichkeiten und Widersprüchen ringt.

JAKOB STROBEL Y SERRA

Dichter, im Parkhotel Egerner Höfe, Ariboststraße 19-26, 83700 Rottach-Egern, Telefon: 0 80 22/66 65 66, www.gourmetrestaurant-dichter.de. Menü ab 218 Euro.

So kann's nicht weitergehen

Der Roman „Das Herz ist ein einsamer Jäger“

„Es gab in der Stadt zwei Taubstumme“, so setzt Carson McCullers' Roman „Das Herz ist ein einsamer Jäger“ ein, „die man stets beisammen sah.“ Damit ist es rasch vorbei. Der eine, Spiros Antonopoulos, verhält sich immer exzentrischer und muss in die Psychiatrie eingeliefert werden, der andere, John Singer, bleibt allein in der Kleinstadt zurück. Der 450 Seiten lange Roman braucht zwölf Seiten, um zu diesem Punkt zu gelangen. So viel zum „stets“.

AMERIKA, WIE ES IM BUCHE STEHT



Freundschaft, Liebe, Fürsorge, wie immer man das Verhältnis zwischen den beiden Männern nennen will: Von außen betrachtet, und nur diese Weise der Betrachtung ermöglicht der Roman, ist es eine sehr einseitige Angelegenheit. Der unruhige Antonopoulos nimmt, John Singer gibt und bereinigt den Schaden, den sein Freund anrichtet, atmosphärisch wie materiell. Dass er dafür keinen Dank bekommt, nimmt er hin. Die Besuche in der Psychiatrie sind ihm ein Bedürfnis. So, wie sie ablaufen, sind sie ihm wahrscheinlich zugleich eine Qual.

Carson McCullers, geboren 1917 in Columbus, Georgia, schrieb diesen Roman mit Anfang zwanzig. Angesiedelt ist er in den Südstaaten, und im Mädchen Mick, das sich immer stärker seines Wunsches bewusst wird, aus der Enge seiner Stadt auszubrechen, und im Klavierspiel eine Möglichkeit dazu erkennt, kann man durchaus Züge eines Selbstporträts sehen.

Aber das Buch ist weit mehr als ein verkappter Rückblick auf die Jugend der Autorin. McCullers entwirft mit unglaublicher Sicherheit ein Panorama der Südstaatengesellschaft, und ihr Interesse gilt dem Miteinander, das sich aus den einzelnen Figuren ergibt. Dabei spielt naturgemäß das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen eine große Rolle, die Frage, welche Möglichkeit es in diesem Kosmos gibt, eigene Wege zu gehen, aber auch der gar nicht mehr so ferne Krieg in Europa.

Zugleich aber registriert die Autorin, die schon die ersten ihrer lebenslangen gesundheitlichen Einschränkungen erleidet, mit großer Präzision die Einsamkeit ihrer Protagonisten. Und das gerade dort, wo Begegnungen möglich sind, allem voran in der kleinen Bar, in der auch Singer regelmäßig anzutreffen ist. Das liegt nicht am fehlenden Willen zur Kommunikation. Aber die Hürden sind hoch, das anzusprechen, was schmerzhaft ist und die Grundlagen des Zusammenlebens infrage stellen würde. Und wo es, etwa für Mick und einen Jungen aus der Nachbarschaft, unerwartet zur körperlichen Intimität kommt, ist das Schweigen danach nur umso drückender.

Das Lebensthema der Autorin, die Einsamkeit nicht nur in der Liebe, prägt schon diesen ersten Roman. Später entfaltet es sich meisterlich verdichtet in ihrer Erzählung „Die Ballade vom traurigen Café“.

TILMAN SPRECKELSEN

Ein majestätisch frecher Spaß

Sind Deep Purple jetzt auf dem Weg zum Jazz-Metal? Die 60 Jahre alte Band bringt ihr nach neuerer Zeitrechnung wichtigstes Album heraus

Die Schlamperei regiert, nicht nur bei der Bahn, auf dem Bau und bei der Bundeshaushaltsaufstellung, sondern auch in der Produktion von CDs. Die Rückseite des handwerklich insgesamt ansprechend gestalteten Digipaks von *Splat!*, dem vierundzwanzigsten Studioalbum von Deep Purple, verzeichnet den Song „Guilt Trippin“ . Der zunächst dunkel eingefärbte, durch komplexe Schichtungen disparater musikalischer Muster groovend hindurchwandernde, sich spätestens beim lachenden Honkytonk-Klaviersolo ins Luftige weitende Rocker ist mitnichten eine Reminiszenz an die, wer weiß, bisweilen rauschsubstanzbegleiteten (inneren) Reisen des niederländischen Fußballstars Ruud Gullit, der in den Achtziger- und in den Neunzigerjahren kunstsinnige Betrachter des Spiels betörte. „Guilt [sic] Trippin“ handelt eher von einem surrealen Film, den Ian Gillan, der sämtliche Texte verantwortet, versteht, eventuell noch Terry Gilliam (oder Gulliam) von Monty Python.

Die Bandkollegen jedenfalls vermögen dem Vernehmen nach keine Auskünfte über etwaige Bedeutungen der Lyrics zu geben. Gillan erläutert indessen das seinen lässigen, wunderbar nonsensartigen, dem Vorrang des Klangs geschuldeten Wortgespinsten zugrunde liegende, tjä, Konzept wie folgt: „Ich stellte mir vor, wie sich Gott und Darwin im Pub treffen und über die Überbevölkerung reden. [...] Und was wäre, wenn Menschen sich wie

Schmetterlinge verpuppen und in resistendere Wesen verwandeln könnten“, im Sinne eines Übergangs „ins Metaphysische“? Warum über dergleichen nicht sinnieren oder phantasieren? Das haben bereits Dümmerer getan (Spinoza, Schelling, Schopenhauer et cetera). Ohnehin sei der Buchstabendreher gepriesen. Ian Gillan erzählt, dass sich der anheimelnd altmodische Titel „Jessica's Bra“, der die Hommage an eine flamboyante Kneipengesellschaft zielt, einem Verschreiber verdankt. Er hatte „Jessica's Bar“ notieren wollen. Simple Fehler offenbaren die Rätselhaftigkeit der menschlichen Sprache. An dem gut gelaunten, keltisch tönenden Uptempo-Stück ließe sich eine Art Formel von „Splat!“ illustrieren: Je kürzer, je kompakter die Songs, die alle, untypisch für Purple, um die vier Minuten lang sind, desto reicher an Stilen, Wendungen, Harmoniewechseln muten sie an. Die ausgedehnten Instrumentalpassagen wurden ausangiert. Man könnte das „Concise Progrock“ (Thomas Roth) nennen.

Schon der donnernde Opener „Arrogant Boy“, der durchaus an „Highway Star“ von „Machine Head“ (1972) erinnert, ist ein Fundus an Formen. Nach den Speed-Metal-Strophen und einem himmlischen Refrain schlagen waghalsig brillante Läufe und Stop-and-Go-Breaks à la Yes, Emerson, Lake and Palmer oder Saga ein, Drummer Ian Paice, der habituelle Buddhist, und Instinktbasist Roger Glover



Ian Paice, Don Airey, Roger Glover, Ian Gillan, Simon McBride

Foto dpa

ver, der Bierstoiker, breiten darunter ihren präzise geknüpften Rhythmustepich aus – ein majestätisch frecher Spaß. Deep Purple sind ein Amalgamierorganismus, ein überquellendes Archiv voller Patterns und Optionen. Doch bei allen Anklängen und freundlichen Referenzen verkörpern sie ein Genre sui generis. Die fast sechzig Jahre alte Band besitzt eine unverwechselbare Physiognomie, weil das Ganze mehr als die Summe der Teile ist. Dazu tragen der Nachfolger von Jon Lord, der beeindruckend inspirierte Don Airey, und der Nordire Simon McBride maßgeblich bei. McBride, ein extraordinärer Techniker, fungiert als Motorraum,

serviert Gitarrenriffs mit Reifenabrieb, schmeißt, der Britishness die Ehre erweisend, die schmutzigen Zutaten des Blues und des Rock 'n' Roll in die gewagten, verwinkelten, von den popmusikalischen Revolutionen der Siebzigerjahre aufs Kommodeste zehrenden Gebilde hinein. Peng! Paff! Platsch! Simon McBride ärgert sich über die unter Fans verbreitete komparatistische Marotte: „Heute will überhaupt jeder alles mit allem vergleichen. Warum klingt das wie jenes? Hört lieber auf den Sound einer Band im gegenwärtigen Moment.“ Das ist verständlich. Trotzdem hantieren wir, nolens oder volens, mit Hörerwartungen, Hör-

möglichkeiten, mit Schemata der Wiedererkennung. Das mag eine biographische oder gar anthropologische Konstante sein. Selbst Adorno konstatierte, dass wir des Gewohnten bedürfen.

Das entpante „Diablo“ ist ein Hybrid aus „Wrong Man“ und „Slow Down Sister“, der Popklassiker in spe „The Only Horse In Town“ eine Melange aus „Call Of The Wild“ und „Time To Kill“, „The Beating Of Wings“ eine Mixtur aus einem countrygesättigten Gary Moore und „Lady Double Dealer“, „Sacred Land“ eine Verschmelzung von Led Zeppelin und Whitesnake. Das rührt von der unvermeidlichen, naturgegebenen Materialermüdung im Rockuniversum her. Dergleichen schert das Quintett allerdings nicht. Die angstfreien „Lucky buggers“ (Gillan) kultivieren eine Haltung von gewissermaßen philologischer, unideologischer Zeillosigkeit und synthetisieren in ihrer konstruktiven Gedankenlosigkeit oder vermittelten Authentizität nach Belieben – und sei es, dass dabei schließlich Jazz-Metal herauskommt.

„Splat!“ ist in der andauernden Revitalisierungssära der Band, die 2013 mit dem Engagement des Produzenten Bob Ezrin anob, das wichtigste, aggressivste Album, und Deep Purple sind das Dementi dessen, dass alles ein Ende findet. Roger Glover sagt es auf rührende Weise: „Wir machen einfach weiter. Das ist alles. Wir planen nichts.“

JÜRGEN ROTH

